

Von der Ausstellung in den Hörsaal

Stiftungsprofessuren. Wissenschaftler fördern, damit sie frei und eigenverantwortlich arbeiten können – aus dieser Motivation heraus stiften viele Unternehmen, Stiftungen oder auch Einzelpersonen in Deutschland einen Lehrstuhl. Mehr als 250 Stiftungsprofessuren hat der Stifterverband in den vergangenen Jahren unterstützt. In einer neuen Serie stellt die W&W jeweils einen von ihnen vor. Diesmal: Thomas Weski.

VON BENJAMIN HAERDLE

Das Sprengel Museum Hannover, das Museum Ludwig Köln oder das Münchener Haus der Kunst – die Karrierestationen von Thomas Weski lesen sich wie das Who's who der deutschen Museen, die sich mit Fotografie beschäftigen. Aber seit zwei Jahren hat einer der international bekanntesten Kuratoren für Fotografie eine neue Aufgabe gefunden: Als Stiftungsprofessor baut er an der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) in Leipzig den Studiengang „Kulturen des Kuratorischen“ auf. Ermöglicht hat das der Deutsche Sparkassen- und Giroverband (DSGV). Für insgesamt fünf Jahre finanziert er

Weskis Professur, einen wissenschaftlichen Mitarbeiter, eine Sachbearbeiterin und Sachmittel.

Mehr als 80 Ausstellungen hat Weski als Kurator betreut. Die in den mehr als 20 Jahren gesammelten Erfahrungen bringt der Stiftungsprofessor nun in seine neue Tätigkeit ein. Zusammen mit der Kunstgeschichtsprofessorin Beatrice von Bismarck will er in dem Masterstudiengang nicht nur kuratorische Praxis und relevante kunsthistorische Diskurse vermitteln, sondern auch das Kuratorische dem wissenschaftlichen Studium und der Forschung zuführen. Im Praxisteil der Ausbildung lernen Studierende vor allem, eine

Ausstellung von der Idee bis zur Präsentation zu konzipieren. Die Theorie soll den Studierenden dagegen Wissen und Methoden der Kunstgeschichte, der Bildwissenschaft oder der Kulturvermittlung nahe bringen. „Der Studiengang ist nicht nur anwendungsorientiert, sondern soll vor allem die Tätigkeit des Kurators wissenschaftlich untersuchen“, sagt Weski. Ziel sei nicht, Museumskuratoren auszubilden, sondern die Studierenden in deren Berufen zu spezialisieren. Dies alles mache den Studiengang einzigartig. Weski: „Für Deutschland ist das wissenschaftliche Neuland.“ Ähnliche Programme gebe es nur am New Yorker Bard College und am Goldsmiths College in London.



Der Förderer

Gemeinsam mit dem Stifterverband hat der Deutsche Sparkassen- und Giroverband (DSGV) im Juni 2009 die Stiftungsprofessur „Kulturen des Kuratorischen“ eingerichtet. Als einer der größten nichtstaatlichen Kulturförderer Deutschlands knüpft die Sparkassen-Finanzgruppe damit an ihr langjähriges Engagement für Kunst und Kultur an. „Die Anforderungen an Kulturschaffende haben sich in den vergangenen Jahren stark verändert. Mit der Einrichtung der Stiftungsprofessur wollen wir Unterstützungsarbeit leisten. Gleichzeitig ist es eine ideale Möglichkeit, unser gesellschaftliches Engagement nachhaltig zu gestalten“, sagt Heinrich Haasis, Präsident des DSGV.

Ort der künstlerischen Produktion

Die Welt der Hochschule ist für Weski nicht neu. Schon seit den 90er-Jahren lehrte er als Gastdozent an Kunsthochschulen, seit 2004 regelmäßig an der Hochschule der Künste Zürich. Der Reiz: „Die Hochschule ist der Ort der künstlerischen Produktion. Dort erfahre ich unmittelbar, wie und welche Art von Kunst entsteht“, erklärt der 57-Jährige, der in den 80er-Jahren an der Gesamthochschule Kassel Visuelle Kommunikation studierte.

An der 1764 gegründeten Leipziger Hochschule, einer der ältesten Kunsthochschulen in Deutschland, absolviert Weski



Hat sich der Kunst verschrieben: Stiftungsprofessor Thomas Weski von der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) in Leipzig.

jetzt das akademische Pflichtprogramm eines normalen Professors. Er hält Vorlesungen und Seminare, verfasst Studien- und Prüfungsordnungen, entwickelt Curricula für das Masterprogramm, vergibt gemäß den Vorgaben der Bologna-Reform ECTS-Bewertungspunkte für Lernmodule und mahnt seine Studierenden zu mehr Disziplin an, wenn diese das Lernpensum nicht erfüllt haben. Das alles macht ihm keine Probleme, anders die Vergabe von Noten: „Für Kunst und Kultur Noten zu vergeben, fällt mir schwer, weil das immer sehr subjektiv ist“, sagt er. In Kauf nimmt er auch Verwaltungsaufgaben, über die viele Hochschullehrer ansonsten gerne schimpfen: „Ich finde die akademische Selbstverwaltung ist wichtig, deshalb muss ich dann auch etwas mehr Zeit dafür investieren.“ Weski sitzt nun zum Beispiel in der Bibliothekskommission der HGB und nimmt an Berufungsverfahren teil.

In den Räumen der renommierten Hochschule sieht sich Weski bestens aufgehoben. „Ich bin voll integriert hier“, sagt er und fühlt sich nicht als Professor

zweiter Klasse. Dennoch, gesteht er, habe es zu Beginn Skepsis gegeben – aber nicht ihm gegenüber, sondern gegenüber dem 2009 gegründeten Studiengang. Denn dieser ist bislang der einzige, der an der HGB als weiterbildender Masterstudiengang angeboten wird. Folglich findet der Unterricht nicht täglich, sondern blockweise einmal im Monat statt. Zudem sind die Studierenden Mitte 30 und damit deutlich älter als ihre Kommilitonen in den anderen Studienfächern.

Abstand gewinnen

Weskis Anspruch, die wissenschaftliche Auseinandersetzung an der HGB mit dem Master „Kulturen des Kuratorischen“ zu fördern, geht bislang auf. „Der Kurs ergänzt sich sehr gut mit anderen HGB-Studiengängen. Wir haben gemeinsame Projekte mit Grafikdesignern und Medienkünstlern und pflegen einen regelmäßigen Meinungsaustausch“, freut

er sich. Der Gedanke, an eine Hochschule zu gehen, ist Weski während seiner Lehraufträge immer wieder gekommen. Es habe ihn gelockt, Abstand zu gewinnen von der Ausstellungsmaschinerie der großen Museen. „Der Druck

ist groß, weil man immer von einer Ausstellung zur nächsten hetzt“, sagt er. Bereut habe er seinen Schritt in die akademische Welt nicht. „Man hat an der Hochschule mehr Zeit, nachzudenken und Dinge sacken zu lassen“, hat er festgestellt.

Die Zeit wird er gut gebrauchen können. Denn wenn im Jahr 2013 die finanzielle Förderung des DSGVO ausläuft, muss der Studiengang auf eigenen Füßen stehen. Dazu hat sich die HGB verpflichtet. Auf Weski kommt damit eine weitere Aufgabe zu, die für viele Hochschulprofessoren zum Alltag gehört: Er muss sich darum kümmern, Gelder für seinen Studiengang einzuwerben. ■



Dem Schmerz auf der Spur

Stiftungsprofessuren. Lange Zeit war die Schmerztherapie ein Stiefkind der Medizin – auch weil man nur wenig über Ursachen und Behandlungsmöglichkeiten von chronischen Schmerzen wusste. Die Arbeit von Martin Schmelz setzt genau hier an. Als Karl-Feuerstein-Stiftungsprofessor hat der Mediziner die Freiheit, sich ganz der Erforschung dieses komplexen Themas zu widmen.

VON MONIKA GOETSCH

Manche Schmerzen scheinen keine Ursache zu haben – jedenfalls keine, die man mit herkömmlichen Methoden erkennen könnte. Menschen, die unter solchen chronischen Reizungen auch ohne Nervenverletzung, Diabetes oder Gürtelrose leiden, werden häufig von Spezialist zu Spezialist geschickt, ohne Befund.

Eine demütigende Odyssee, die in der Mannheimer Klinik für Anästhesiologie ein Ende finden könnte. Auch dort ist es zwar bislang nicht möglich, an chronischem Schmerz leidende Patienten zu heilen. Man hat ihnen aber eine entlastende Botschaft anzubieten: dass nämlich ihre Schmerzempfindung kein Fantasieprodukt ist, sondern auf einer ganz real im Körper feststellbaren Überempfindlichkeit der Nerven basieren kann. „Die Patienten spüren: Hier glaubt mir jemand!“, sagt Schmerzforscher Martin Schmelz. „Es hilft ihnen sehr zu erfahren, dass bei ihnen zum Beispiel ein Ionenkanal nicht richtig funktioniert.“

Zusammen mit einem Team in Oslo gelang es dem Wissenschaftler, Übererregbarkeit von Nervenfasern direkt beim Schmerzpatienten zu messen und das glei-

che Muster auch experimentell zu erzeugen. Besonders wirksam war dabei ein Eiweiß, das für das Nervenwachstum und die Überempfindlichkeit der Nervenenden verantwortlich ist. Eine Zielstruktur, an der ein Medikament wirkungsvoll ansetzen könnte, steht damit fest.

Tatsächlich werden derzeit Medikamente entwickelt, die diesen Nervenwachstumsfaktor blockieren und wirksam chronische Schmerzen lindern. Die Erforschung des Nervenwachstumsfaktors



ist für Schmelz einer der großen Erfolge seiner Zeit als Stiftungsprofessor. Seit 2002 hat der heute 47-jährige Mediziner die Karl-Feuerstein-Stiftungsprofessur zur Erforschung und Behandlung des Schmerzes inne, die in der Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg eingerichtet wurde. Für Schmelz ist die

Professur ein besonderer Glücksfall, hat er doch auf diesem deutschlandweit einmaligen Posten die Freiheit, „genau das zu tun, was ich tun will, nämlich zwischen Grundlagenforschung und Klinikern und der Industrie vermitteln“.

Schmelz hält das Modell der Stiftungsprofessur für vorbildlich: „Eine Stiftungsprofessur wie die meinige ist gerade in der Medizin von besonderer Bedeu-

tung“, sagt Schmelz. „Die Übertragung von klinischen zu Grundlageninhalten erfordert einen hohen Freiraum. Durch diese Art der Professur ist das Problem ideal gelöst.“

Vorurteile überbrücken

Im Zentrum seiner Forschung steht die Interaktion zwischen Nervensystem, Gewebszellen und Entzündungszellen. Als herkömmlicher Professor, der forschungsbegleitend immer auch klinisch arbeiten müsste, hätte er es, meint Schmelz, sehr viel schwerer, seine Forschungsziele zu verfolgen. Sein Vorteil: „Ich behandle keine Patienten. Meine Forschungszeit ist definiert und bezahlt. Eine wichtige Voraussetzung, um sich ganz der Forschung und gemeinsamen Projekten mit Klinikern widmen zu können.“ Nur unter vergleichbar klaren Verhältnissen sei die Qualität der medizinischen Forschung zu sichern.

Bei genau definierten Rollen, davon ist Schmelz überzeugt, sei es einfacher, herkömmliche Vorurteile und Differenzen zu überbrücken. Dass Kliniker vor allem etwas von Patienten und der Relevanz bestimmter Fragen verstehen, Grundlagenforscher dagegen die dahinterliegenden Mechanismen kennen, wird so zur gemeinsamen Ressource. Im engagierten Austausch entwi-



Foto: Thomas Hörner/Kraufmann&Kraufmann

Geht den Ursachen von Schmerzen auf den Grund: Stiftungsprofessor Martin Schmelz.

ckelt Schmelz so Projekte von großer Relevanz für Forscher, Kliniker und Patienten. „Die Zusammenarbeit funktioniert durch die Trennung“, sagt Schmelz. Translationale Medizin lautet das inzwischen sehr in Mode gekommene Stichwort, Medizin also an der Schnittstelle zwischen präklinischer Forschung und klinischer Entwicklung.

Spitzenforschung in Verbänden

Erfahrungen damit sammelte der heutige Stiftungsprofessor schon in der Physiologie in Erlangen, wo ein Sonderforschungsbereich für Schmerzforschung aufgebaut wurde. „Sonderforschungsbereiche sind Garanten dafür, dass Spitzenforschung in Verbänden gemacht wird.“ Bei Schmerz sei das besonders wichtig: „Wir können mit Zellen arbeiten, aber der Schmerz ist eine Empfindung, darum brauchen wir zu seiner Erforschung Patienten.“ Da Nervenuntersuchungen teuer sind, gilt es für den Professor auch, Gelder aufzutreiben,

Netzwerke zu gründen, die Pharmaindustrie zu gewinnen – und dennoch die Hoheit über die ermittelten Daten zu behalten. Das fällt dem kontaktfreudigen Mediziner, der seine Flexibilität liebt und doch sehr genau weiß, was er will, nicht schwer.

Auch mit der Witwe Feuersteins trifft sich Schmelz, der in Fahrradnähe zum Klinikum wohnt, hin und wieder zum Kaffee. Dank dieser und anderer

Begegnungen weiß er, dass „Feuerstein eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen sein muss, und so ausgeprägt verbindend, dass sein Ruf weit hin nachhallt.“ Zwischen entgegengesetzten Positionen zu vermitteln war Feuerstein ein großes Anliegen. Schmelz sieht darin nicht zuletzt eine Parallele zu seiner eigenen Position. Umso passender, dass seine Professur diesen verdienstvollen Namen trägt. ■



Der Förderer

Die Karl-Feuerstein-Stiftungsprofessur zur Erforschung und Behandlung des Schmerzes wurde 2002 vom DaimlerChrysler-Fonds (heute Daimler-Fonds) gemeinsam mit dem Stifterverband eingerichtet. Sie ist dem gleichnamigen langjährigen Gesamtbetriebsratsvorsitzenden der Daimler-Benz AG/DaimlerChrysler AG gewidmet, dessen Tumorschmerzen am Universitätsklinikum Mannheim behandelt wurden, bevor er 1999 verstarb.

Der Entdecker

Stiftungsprofessuren. Der Mann ist von ansteckender Begeisterung – und die kann er auch vermitteln. Wojciech Kowalczyk heißt er und ist, seiner jungen Jahre ungeachtet, ein Forscher im alten Sinn. Er will Grenzen überschreiten, wissenschaftliches Neuland betreten. Die Möglichkeit dazu bietet ihm seit vier Jahren eine Stiftungs juniorprofessur an der Universität Duisburg-Essen (UDE).

VON ROLF-MICHAEL SIMON

Wojciech Kowalczyks Fach ist Biomechanik. Das schon signalisiert Grenzüberschreitung. Biologische Systeme untersucht er mit Methoden der Mechanik, der Ingenieur Kowalczyk arbeitet ganz eng mit Medizinern zusammen. Ermöglicht wurde Kowalczyks Juniorprofessur von der Claussen-Simon-Stiftung. Frage: Nimmt die auch Einfluss auf seine Forschung? „Nicht im geringsten. Ich kann hier meine Forschung ganz frei gestalten.“ Für ihn stand das fachlich Interessante im Vordergrund. Zudem handelt es sich um eine W1-Professur mit *tenure track*, das heißt, dass Kowalczyk bei positiver Evaluation nach Ablauf von sechs Jahren auf eine W2-Professur wechseln kann.

Die UDE warb die Position gegen bundesweite Konkurrenz ein, Beweis für die Attraktivität von Stiftungsprofessuren? Rainer Ambrosy, Kanzler der UDE:

„Natürlich – aber nur unter klaren Bedingungen. Eine Stiftungsprofessur muss in unsere Struktur- und Personalplanung passen, sonst werden wir sie nicht akzeptieren. Sie muss sich langfristig in die Ausrichtung eines bestehenden Fachs einordnen. Es darf damit nichts geschaffen werden, was quasi neben der Spur läuft.“ Positiv kam hinzu, dass eben zu keinem Zeitpunkt die Sorge bestand, es könne Einfluss auf fachliche Inhalte genommen werden. Und, so Ambrosy: „In diesem Fall konnten wir bestehenden Bedarf mit Innovation verbinden. Das bringt uns als Universität wirklich weiter!“

„Ein spannendes Fach“

Spricht man mit Kowalczyk, fragt man sich rasch, ob da nicht ein Mediziner sitzt. Tatsächlich ist er von Haus aus Maschinenbauer, hat in seiner Heimat Polen studiert und promovierte an der

TU München im Bereich Numerische Strömungsmechanik. „Die begleitet mich seitdem durchs Leben und wird das hoffentlich noch lange tun“, lächelt er. „Ein sehr spannendes Fach.“ Mit unabsehbaren Anwendungsmöglichkeiten. So untersucht er mit Kardiochirurgen den Einfluss künstlicher Herzklappen auf Strömungen in der Aorta. Mechanische Herzklappen sind langlebig, zerstören wegen hoher strömungsmechanischer Belastung aber rote Blutkörperchen in großer Zahl. „Unser Ziel ist es, die Klappen so zu entwickeln, dass die Strömung in der Aorta dann der bei natürlichen Herzklappen entspricht.“

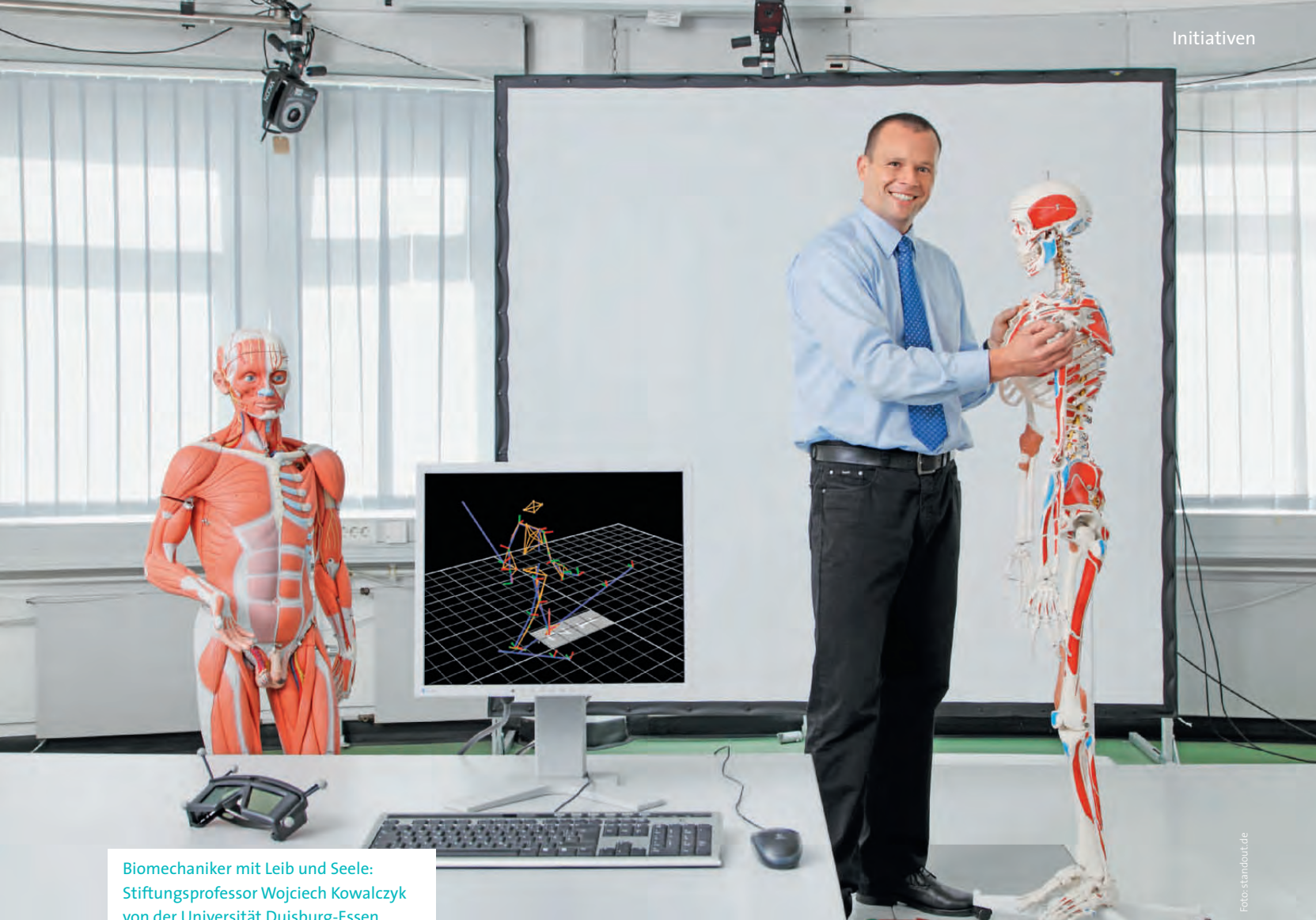
Ein anderes Beispiel: Die Erforschung strömungsmechanischer Auswirkungen in Kapillaren. „Wir wollen in der Mikroskala den Einfluss von Medikamenten auf rote Blutkörperchen beobachten.“ Möglich werden so auch Untersuchungen an miniaturisierten Analyse-Systemen wie *lab on the chip*. „Analysiert man Blut in kleinsten Mengen, spielen strömungsmechanische Phänomene und diffusiver Stofftransport eine wichtige Rolle. Dem Blut werden für die Auswertung ja unterschiedliche Stoffe zugegeben, aber die hängt davon ab, wie gut sich die Komponenten gemischt haben.“

Eher mechanisch orientiert ist die Zusammenarbeit mit Orthopäden und Neurologen: Nach einem Schlaganfall ist der Gang der Erkrankten gestört. Dagegen kann der Arzt pharmakologisch vorgehen. „Aber man kann auch sogenannte Orthesen einsetzen, die den Gang stützen



Der Förderer

Die Stiftungsprofessur Biomechanik wurde 2006 von der Claussen-Simon-Stiftung in Kooperation mit dem Stifterverband an der Universität Duisburg-Essen eingerichtet. Die Professur ist Teil des mit insgesamt 13 geförderten Juniorprofessuren umfangreichsten Projekts der Stiftung. Die 1981 durch den langjährigen Vorstandsvorsitzenden der Beiersdorf AG, Georg W. Claussen, errichtete Claussen-Simon-Stiftung feiert in diesem Jahr bereits ihr 30-jähriges Bestehen. Sie fördert zahlreiche weitere Projekte in den Bereichen Bildung und Wissenschaft, insbesondere in Hamburg, der Heimatstadt der Stifterfamilie.



Biomechaniker mit Leib und Seele:
Stiftungsprofessor Wojciech Kowalczyk
von der Universität Duisburg-Essen.

Foto: standout.de

und stabilisieren. Im Ganglabor untersuchen wir, welche Methode bei welchen Patienten besser anschlägt. So lässt sich auch die Rehabilitation verkürzen.“

Voll anerkannt

Methoden der Ganganalyse will Kowalczyk auf weitere Bereiche des Lebens anwenden, beispielsweise zur Entwicklung eines Fahrerassistenzsystems. Jeder Autofahrer kennt die Situation, dass ein Fußgänger noch bei Rot über die Straße hastet. Das Assistenzsystem soll permanent das Umfeld des Fahrzeugs beobachten und an Hand der Bewegung eines Passanten vorher erkennen können, was dieser vorhat, um rechtzeitig entsprechend zu reagieren – bis hin zur Vollbremsung. Letzte Frage. Ist ein Stiftungsprofessor in der Universität eigentlich

voll anerkannt oder ...? – „Es hat mich sehr positiv überrascht, wie ich hier als Kollege auf- und angenommen wurde. Von Anfang an war ich völlig integriert.“

Und dann ist doch noch nicht Schluss. In Kooperation mit zwei weiteren Lehrstühlen entwickelt Kowalczyk „FAROMIR“, einen Roboter. Der sieht zwar gar nicht danach aus, sondern eher wie eine Klimaanlage, soll aber in Zukunft älteren Menschen ein sicheres Leben im eigenen Zuhause ermöglichen. Denn er wacht mithilfe von Spracherkennungs- und Kamerasystem über ihre Befindlichkeit, erkennt beispielsweise am Bewegungsablauf, wenn

eine Person stürzt, und schlägt Alarm, wenn sie nicht rasch wieder aufsteht. Das tut er sehr diskret, hält stets Abstand und – das psychologische Moment – sieht des-

halb auch nicht aus wie übliche, eben menschenähnlich gebaute Roboter. Die Technik ist höchst anspruchsvoll – „FAROMIR“ kann sich in jede Richtung bewegen, sich sogar drehen – aber nicht umkippen. „In mechanischer Hinsicht eine sehr interessante Eigenschaft“, kommentiert Kowalczyk stolz das Stehaufmännchen, das in diesem

Herbst auf der Medica in Düsseldorf die grenzüberschreitenden Innovationen seiner „Schöpfer“ in die Öffentlichkeit trug. ■



Gute Zeiten für Geothermie

Stiftungsprofessur. Eine unerschöpfliche Energiequelle will Ingo Sass für den Alltagsgebrauch noch besser erkunden und erschließen. An seinem Stiftungslehrstuhl für Angewandte Geothermie an der TU Darmstadt verbindet er dafür Ingenieurtechnik und Naturwissenschaft.

VON ALFRED PREUSS

Das Energiepotenzial ist riesig: Unsere Erde ist im Kern 6.000 Grad Celsius heiß. Sie erzeugt damit einen Wärmestrom bis hin zur Erdoberfläche. „Diese Geothermie ist eine unerschöpfliche Energiequelle für die Beheizung von Wohngebäuden, Büros und Produktionshallen“, weiß Stiftungsprofessor Ingo Sass. Der Leiter des Fachgebiets Angewandte Geothermie an der Technischen Universität Darmstadt bedauert indes: „Trotz vieler positiver Eigenschaften wird sie in Mitteleuropa noch viel zu wenig eingesetzt.“

Akzeptanz erhöhen

Die Krux: Eine verstärkte Nutzung der Geothermie zum Betrieb sogenannter Wärmepumpen ist vielfach mit bautechnischen Risiken verbunden. „Spezialunternehmen setzen mit schwerem Bohrgerät bis zu 100 Meter tiefe Sonden

in das Erdreich“, erläutert Sass. Je mehr Hausbesitzer solche Bohrungen ohne eine ausreichende Planung durchführen lassen, umso höher ist das Risiko, dass die geologischen oder hydrogeologischen Verhältnisse im Untergrund von einzelnen Akteuren nicht richtig eingeschätzt werden. Sass: „Dadurch können Umweltschäden oder Senkungen an angrenzenden Gebäuden entstehen.“

Ingo Sass will durch seine Lehr- und Forschungstätigkeit dazu beitragen, die Akzeptanz der Geothermie bei Immobilienbesitzern, Baubehörden, Energieanbietern und Unternehmen zu steigern sowie für die notwendige Planung zu sensibilisieren. Dafür sieht er drei Ansatzpunkte: fundiertes Wissen über Geothermie vermitteln, technische Risiken bei deren Nutzung minimieren, Deutschland zum wissenschaftlichen Top-Player auf diesen Gebieten machen.

Der Diplom-Geologe arbeitete lange Zeit als Vorstand eines der größten Consulting-Büros Deutschlands im Bereich des Bauingenieurwesens – mit Schwerpunkt Tunnelbau, Wasserversorgung, Geothermie. Dort war er beispielsweise für die geologische und technische Erkundung des Brennerbasis-Tunnels verantwortlich. Bereits 2005 übernahm Sass eine Professur für Ingenieur-Geologie an der TU Darmstadt: „Ich wollte mich damit auch ein Stück selbst verwirklichen.“

2009 bekam er das verlockende Angebot zu einer neu eingerichteten Stiftungsprofessur an der TU Darmstadt. Das NaturPur-Institut für Klima und Umweltschutz, eine Tochtergesellschaft des Darmstädter Energie- und Infrastrukturdienstleisters HSE AG, etablierte dort einen Lehrstuhl für das neue Fachgebiet Angewandte Geothermie. Die auf zehn Jahre angelegte Stiftungsprofessur soll im Kern untersuchen, wie sich die in der Erdkruste gespeicherte Energie wirtschaftlich nutzen lässt. „Geothermie ist ein hybrides Thema“, sagt Sass, „mit Schnittstellen zur Ingenieurtechnik und Naturwissenschaften.“

Extrem vielseitig

Heute vermittelt Ingo Sass Ingenieuren der Angewandten Geowissenschaften im Rahmen ihres Masterstudiums die dafür erforderlichen Kenntnisse. „Unsere Abgänger sind extrem vielseitig ausgebildet“, sagt Sass, „sie haben eine breite geowissenschaftliche Basis und eine dezidierte quantitative ingenieurwissenschaftliche Vertiefung.“ Ein solches



Der Förderer

Das NATURpur Institut für Klima- und Umweltschutz gGmbH hat die Stiftungsprofessur Angewandte Geothermie 2009 in Kooperation mit dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft an der Technischen Universität Darmstadt eingerichtet. Das Institut wurde als 100-prozentige Tochter der HSE AG im März 2008 gegründet. Die HSE ist der erste Energiedienstleister deutschlandweit, der ein eigenständiges gemeinnütziges Institut ins Leben gerufen hat. Das NATURpur Institut ist mit einem Stammkapital von 25 Millionen Euro ausgestattet und verwendet die Erträge von rund einer Millionen Euro jährlich für seine Förderung ausgewählter Forschungsprojekte in den Bereichen Energieeffizienz und erneuerbarer Energien.



„Ich wollte mich auch ein Stück selbst verwirklichen.“ Ingo Sass bei Messungen an warmen Quellen im kalten Zillertal.

Foto: Michael Herdlen

Lehrangebot stößt bei den Studierenden auf großes Interesse: Jedes Jahr melden sich bis zu 150 Bachelor-Graduierte aus der gesamten Bundesrepublik für den Studiengang an.

Dort treffen sie auf extrem günstige Voraussetzungen: Den Studierenden steht für die Hightech-Analytik ein interdisziplinär aufgebautes Forschungs- und Lehrlabor zur Verfügung, das HydroThermikum. Aus den Stiftungsgeldern finanziert Sass zusätzliche Mitarbeiterstellen sowie Vorlaufkosten für künftige Forschungsvorhaben. Mit öffentlichen Forschungsgeldern könnte sein Lehrstuhl kaum rechnen. „Das Thema Geothermie, so wie wir es betreiben, ist bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft leider noch nicht angekommen“, sagt Sass. Bei seinen Besuchen an amerikanischen Elitehochschulen aber sieht er, dass es auch anders geht: „Dort

ist Industrieförderung ein Teil des Universitätssystems.“ Er plädiert deshalb für den weiteren Ausbau von Stiftungen und Stiftungsprofessuren in Deutschland:

„Die Arbeit des Stifterverbandes in dieser Richtung ist für mich ein optimaler Weg dahin.“

Den Anstoß zur Stiftungsprofessur hatte ein stets guter Kontakt des Wissenschaftlers zur Wirtschaft ergeben: „Ich versuche, Forschungsaspekte an konkreten

Praxisprojekten festzumachen.“ Die auf Stromerzeugung aus regenerativer Energie spezialisierte HSE AG fand viele der Forschungsansätze des Darmstädter Professors spannend.

Eine Nähe zum Stifter ist Sass bei seiner Arbeit weiterhin wichtig: „Wir versuchen gemeinsam, auch außerhalb der Universität die Geothermie bekannt zu machen.“ Mit dem NaturPur Institut,

dessen Kuratorium der Hochschullehrer angehört, veranstaltet er beispielsweise jährlich eine Schüleruniversität. In gemeinsamen Projekten bilden sie Lehrer weiterführender Schulen in Sachen Geothermie fort und begeistern selbst Grundschüler schon für Energie aus der Erde. Bei Tagungen und Kongressen des HSE-Konzerns stellt Sass die neuesten Ergebnisse aus seiner Arbeit vor.

Der Erfolg zeigt sich schon nach gut zwei Jahren: „Die TU Darmstadt hat in der Wissenschaftsszene wie auch in Unternehmerkreisen inzwischen einen exzellenten Ruf als Forschungs- und Lehrstätte für Geothermie“, beobachtet Ingo Sass. Er ist fest davon überzeugt: „Eine Stiftungsprofessur beschleunigt den Prozess exorbitant, ein Fachthema an einer Universität, in einem Bundesland oder sogar weltweit wahrnehmbar zu etablieren.“ Das sind gute Zeiten für die Geothermie. ■



Dem Kunden auf der Spur

Stiftungsprofessur. In einer von der OBI Group geförderten Juniorprofessur an der Universität zu Köln erkundet Wirtschaftswissenschaftler Maik Eisenbeiß Verhaltensänderungen bei Konsumenten. Für den Handel liegen darin neue Möglichkeiten, rechtzeitig zu reagieren.

VON ALFRED PREUSS

Wenn es ums Verkaufen geht, ist der Handel erfinderisch. Hersteller und Händler bieten Konsumenten zunehmend Kaufreize wie eine „Geld-zurück-Garantie“, preisgünstige Eigenmarken oder zeitlich eng begrenzte Sparangebote. Sie wollen damit mehr Umsatz und Rendite erzielen, Verbraucher stärker an sich binden oder neue Kunden gewinnen. Nur: Bringen diese Maßnahmen wirklich den gewünschten Erfolg und wenn ja, bei welchen Zielgruppen und unter welchen Voraussetzungen? Oder macht der Händler mit solchen Angeboten unter dem Strich nur ein schlechtes Geschäft?

Wissenschaftlich fundierte Antworten auf diese und weitere Fragen zum Thema Handelsmarketing erkundet der Wirtschaftswissenschaftler Maik Eisenbeiß im Rahmen der OBI Juniorprofessur für Marketing und Handel an der Universität zu Köln. „Wir versuchen, die verschiedenen Instrumente zu durchleuchten und genau zu verste-

hen, welchen Nutzen sie aus Kundensicht bieten“, beschreibt Eisenbeiß sein Arbeitsgebiet, „um sie anschließend anhand von Kundenreaktionen auf ihre Erfolgsstärke zu bewerten.“

„Das sind genau die Themen, die den Handel in Deutschland interessieren“, betont Thomas Belker, Managing Director für den Bereich Corporate Human Resources bei der OBI Group Holding GmbH in Wermelskirchen. Für die OBI Group ist das Kölner Engagement die erste Erfahrung mit einer Stiftungsprofessur. „Unser Unternehmen wollte sich gesellschaftlich engagieren und die Wissenschaft unterstützen“, erläutert Belker den Ursprung. Gemeinsam mit dem Kölner Marketing-Professor Werner Reinartz entstand die Idee, an dessen Lehrstuhl eine Juniorprofessur einzurichten. „Das Ziel war, die Ressourcenausstattung und das Lehrangebot nach internationalem Muster zu verbessern. In vielen Ländern sind von Unternehmen gestiftete Professuren sehr geläufig“, erinnert sich Reinartz.

„Vielen exzellent ausgebildeten jungen Leuten fällt es heute noch schwer, in Unternehmen oder Universitäten eine verantwortungsvolle Position einzunehmen“, begründet Belker die Entscheidung. „Hier konnten wir den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern und gleichzeitig ein renommiertes Institut bei dessen Arbeit unterstützen.“ Ihm ist dabei eine klare Positionierung wichtig: „Wir erwarten für unser finanzielles Engagement keine individuelle Gegenleistung.“ Sein Wunsch: „Unser Handeln soll auch andere Unternehmen dazu ermuntern, eine Stiftungsprofessur zu fördern.“

Konsumverhalten im Blick

Maik Eisenbeiß hat schon eine beachtenswerte Karriere gemacht: Der heute 35-jährige Diplomkaufmann studierte bis 2004 an der Universität Bielefeld Betriebswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Marketing, Finanzwirtschaft und Statistik. Ein einjähriges Auslandsstudium an der University of Georgia in den USA – gefördert durch ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austausch Dienstes (DAAD) – brachte Eisenbeiß obendrein einen Masterabschluss in Marketing and Finance. Nach seinem Studium wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Münster; schrieb dort seine Doktorarbeit zum Thema Kundenmanagement. „Glücklicherweise wurde dann die Juniorprofessur in Köln am Department of Retailing and Customer Management ausgeschrieben“, berichtet Eisenbeiß. „Sie passte exakt in meine Berufsplanung.“



Der Förderer

Die OBI Group hat die Stiftungsprofessur für Marketing und Handel 2009 an der Universität zu Köln eingerichtet. Sie ist für sechs Jahre angelegt und ergänzt das langjährige Engagement des Unternehmens für Umwelt- und soziale Projekte. In Deutschland gilt OBI als Nummer eins in der Bau- und Heimwerkerbranche. Das Unternehmen ist in 13 europäischen Ländern mit mehr als 580 Baumärkten vertreten und beschäftigt rund 43.000 Mitarbeiter.

Beobachtet seit vielen Jahren das Einkaufsverhalten von Konsumenten: Juniorprofessor Maik Eisenbeiß von der Universität zu Köln.

Bei seiner Arbeit in Köln ist es für Maik Eisenbeiß wichtig, hohe wissenschaftliche Qualität mit einem umsetzbaren Praxisbezug zu verbinden. Eine von ihm derzeit durchgeführte Untersuchung beschäftigt sich mit dem Konsumentenverhalten in wirtschaftlich schwierigen Zeiten – wie in der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise. Die Ergebnisse sind für Handelsunternehmen jeder Größe eine wichtige Orientierungshilfe. „Sie haben damit die Chance, ihr Sortiment dahin gehend anzupassen, dass es den Bedürfnissen der Kunden eher gerecht wird“, erläutert Maik Eisenbeiß.

Ihm liegen dafür Daten über das Einkaufsverhalten von 20.000 Haushalten seit dem Jahr 2005 vor. Eisenbeiß: „Wir beobachten jede Transaktion die-

ser Haushalte in verschiedenen Warengruppen vor, während und nach der Krise.“ Heißt: Greifen die Konsumenten statt zu teuren Handelsmarken vermehrt zu den Eigenmarken der Händler?



Wechseln sie zum Discounter? Kaufen sie zielgerichtet Sonderangebote (*cherry picking*)? Behalten sie dieses Verhalten auch dann bei, wenn es ihnen finanziell wieder besser geht? Sobald die exakten Auswertungen vorliegen, wollen Eisenbeiß und sein Team die Ergebnisse international publizieren. „Tendenziell lässt sich jetzt schon erkennen, dass Konsumenten nicht nur auf Markenebene wechseln, sondern das *cherry picking* eine zentrale Rolle spielt“, sagt Eisenbeiß. Es gibt im Konsumentenverhalten zudem eine starke Heterogenität. Eisen-

beiß: „Verschiedene Zielgruppen schlagen unterschiedliche Verhaltensänderungspfade ein.“ Bei solchen Aussagen wird auch Stifter OBI hellhörig: „Uns geht es immer darum, neue Trends und Denkansätze mitzubekommen“, sagt Personalchef Thomas Belker. „Damit haben wir die Möglichkeit, die strategische Ausrichtung unseres Unternehmens rechtzeitig vordenken zu können und auf ein sich immer schneller veränderndes Marktverhalten zu reagieren.“ Dafür nutzt das Unternehmen ebenso Anregungen, die sich aus den Hochschul-Themen ergeben, wie auch von Zeit zu Zeit den kreativen Gedankenaustausch mit Maik Eisenbeiß. „Professor Eisenbeiß hat als Wissenschaftler ein intellektuelles Interesse an Lösungen“, beobachtet Thomas Belker, „damit ist er für uns ein wertvoller und kritischer Gesprächspartner, dem wir vertrauen.“ ■

Hightech auf dem Land

Stiftungsprofessur. In der Forschung von Stiftungsprofessor Hans W. Griepentrog treffen Natur und Hightech aufeinander. Der Maschinenbauingenieur und Robotikexperte entwickelt und optimiert die Mess- und Prüftechnik für landwirtschaftliche Maschinen – und will so den Einsatz von Dünger und Pestiziden in der Landwirtschaft auf ein Minimum reduzieren.

VON MAREIKE KNOKE

Die Mitarbeiter des Instituts für Agrartechnik der Universität Hohenheim arbeiten dort, wo andere gerne Urlaub machen würden: idyllisch am Fuß der Schwäbischen Alb gelegen, von Obstanlagen und Kohlfeldern umgeben. „Ja, hier lässt es sich sehr angenehm leben“, bestätigt Hans W. Griepentrog lächelnd.

Mindestens ebenso gut gefallen dem Max-Eyth-Stiftungsprofessor für Mess- und Prüftechnik die Arbeitsbedingungen bei den Schwaben: viel Platz für sein Team, viel Fläche in der Forschungshalle für seine agrartechnischen Projekte. Zudem hat der 56-jährige Robotikexperte eine Option auf eine unbefristete Professur in Hohenheim, wenn seine auf fünf Jahre begrenzte Stiftungsprofessur der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft e.V. (DLG) ausläuft.

Beste Bedingungen also, die dem Nordlicht Griepentrog samt Frau und Tochter den Umzug ins „Ländle“ erleichtert haben. Denn der gebürtige Schleswig-Holsteiner und Landwirtssohn war 14 Jahre lang in Dänemark an der Universität von Kopenhagen tätig, bevor er Anfang 2011 dem Ruf nach Hohenheim folgte. Das prägt.

Griepentrog forscht über ein für die Landwirtschaft wichtiges Thema: die Entwicklung und Optimierung von Mess- und Prüftechnik für landwirtschaftliche Maschinen. Silbrig-glänzend steht ein für diesen Zweck entwickelter, mit zwei elektronischen Kameraaugen ausgestatteter Roboter auf einem Versuchsfeld zwischen den Sonnenblumen. „Man kann sich das Ganze bildlich wie ein Fieberthermometer vorstellen: Es geht darum, mittels intelligenter Sensoren präzise Daten über den Zustand

der Nutzpflanzen, des Bodens oder über die Verbreitung von Unkräutern und Schädlingen auf dem Feld übermittelt zu bekommen“, erläutert der studierte Maschinenbauingenieur Griepentrog, der bei Rendsburg auf einem Bauernhof aufwuchs und deshalb auf dem Feld auch praktisch mit anpacken kann. Er fügt hinzu: „So lässt sich, nach anschließender Auswertung dieser Daten, die Arbeitsqualität von Landmaschinen bewerten, aber auch der Einsatz von Dünger und Pestiziden viel genauer regulieren und somit auch reduzieren.“ Ziel sei auch, mit moderner Technik auf Herbizide in Zukunft vielleicht ganz verzichten zu können und mithilfe der Robotik mechanische Verfahren zu entwickeln, die das Unkrautproblem lösen.

Fortschritt fördern

Der zurückhaltende Einsatz von Stickstoffdüngern und chemischen Mitteln im Pflanzenschutz trägt zur Entlastung der Umwelt bei und kommt den schärfer werdenden Umweltauflagen in der Landwirtschaft entgegen. „Es geht aber auch darum, ökonomische Belastungen für die Landwirte zu minimieren, indem generell die Effizienz von Betriebsmitteln gesteigert wird“, betont Griepentrog. Durch die Reduzierung des teuren Düngers und der Herbizide etwa können die Betriebsausgaben gesenkt werden.

Genau dies liegt auch der Stifterin DLG am Herzen: „Der Zweck der Stiftungsprofessur – die Umsetzung grundlagenorientierter Erkenntnisse in anwendungsorientierte Prüfmetho-



Der Förderer

Die Max-Eyth-Stiftungsprofessur für Mess- und Prüftechnik wurde 2011 von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft e.V. (DLG) gemeinsam mit dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft eingerichtet. Die DLG gilt als eine der Spitzenorganisationen der deutschen Land- und Ernährungswirtschaft. Mit der Max-Eyth-Stiftungsprofessur will sie die agrartechnische Forschung am Standort Deutschland stärken. Ziel ist es, die anwendungsorientierte Wissenschaft und ihren Transfer in die Praxis zu fördern und so „Impulse für den Fortschritt“ zu setzen. Benannt ist die Stiftungsprofessur nach dem DLG-Gründer Max Eyth (1836–1906), Ingenieur und „Vater der modernen Landtechnik“.



Als Robotikexperte bringt er neue Impulse in die Landwirtschaft: Stiftungsprofessor Hans W. Griepentrog.

den – entspricht dem Selbstverständnis und Auftrag der DLG, den landwirtschaftlichen und landtechnischen Fortschritt zu fördern. Das gelingt nur mit einem starken agrarwissenschaftlichen Fundament“, sagt ihr Präsident Carl-Albrecht Bartmer. Die DLG ist ein gemeinnütziger Verein und versteht sich als überparteiliche Beratungsinstanz, zu deren Aufgaben die gezielte Information von Landwirten gehört.

Bei der Stiftungsprofessur kommen also das Interesse an einer Verbesserung der Situation der Landwirte und die Expertise der Uni Hohenheim in den Agrarwissenschaften zusammen. Griepentrog ist aus Hochschul- wie aus DLG-Sicht eine gute Wahl: Zum einen beschäftigt er sich seit rund zwölf Jahren mit robotergesteu-

ten Systemen in der Landwirtschaft und bringt langjährige Erfahrungen aus dem Ausland mit. Zum anderen ist er auch ein Mann der Praxis und für die DLG kein Unbekannter, denn er arbeitete nach seinem Studium an der Technischen Universität Berlin für ein paar Jahre als Projektmanager für die Gesellschaft und später für verschiedene Unternehmen, auch im Bereich Agrartechnik.

In Dänemark konzentrierte sich Griepentrog's Forschung unter anderem auf die ungewöhnliche Kombination der Robotik mit der ökologischen Landwirtschaft. „In Skandinavien ist man sehr pragmatisch. Ideologische Debatten wie teilweise in Deutschland gibt es dort nicht und deshalb ist man modernster Technik gegenüber sehr aufgeschlossen“, erklärt er.

Deutschland hat hier offenbar noch einiges aufzuholen. Von den Forschungsergebnissen in Hohenheim jedenfalls könnten „viele, auch der ökologische Landbau, profitieren“, sagt Griepentrog, denn die Ergebnisse seien letztlich ein öffentliches Gut: „Der Souverän ist und bleibt dabei die Hochschule.“

Deshalb und weil die DLG eben kein von Profit bestimmtes Unternehmen sei, habe es für ihn auch keinerlei „Geschmäcke“, über die Stiftungsprofessur finanziell gefördert zu werden. „Hinzu kommt, dass das gesamte Forschungsumfeld und auch die Bedingungen für eine Zusammenarbeit mit der Industrie in der Region um Stuttgart herum hervorragend sind“, betont Griepentrog. „Wichtige Hersteller von Landmaschinen aber auch von Automobilen und deren Zulieferer sitzen quasi um die Ecke. Das sind natürlich paradiesische Verhältnisse.“



Würdevoller Abschied

Stiftungsprofessur. In unserer alternden Gesellschaft kommt der Betreuung alter, schwerstkranker und sterbender Menschen eine besondere Bedeutung zu. In München erforscht die Stiftungsprofessorin Maria Wasner, wie am Lebensende die Belastungen für Patienten und Angehörige so gering wie möglich gehalten werden können.

VON MAREIKE KNOKE

Niemand spricht unbefangen über Tod und Sterben. Lieber ignoriert man das Thema und viele denken: Das betrifft doch vor allem sehr alte Menschen. Mit ihnen – den Alten, Dementen in den Heimen – beschäftigen wir uns ungern. Und auch wenn ein noch junger Mensch todkrank ist, möchten wir „das Ende“ und den Weg dorthin am liebsten verdrängen.

„Damit gerade diese Verdrängung nicht geschieht, muss die Palliativmedizin in Deutschland noch mehr Unterstützung erfahren: durch eine bessere personelle Ausstattung und durch gezielte Forschung“, sagt Maria Wasner, Stiftungsprofessorin für Soziale Arbeit in Palliative Care an der Katholischen Stiftungshochschule (KSFH) München. „Der Tod ist ein Bestandteil des Lebens. Deshalb sollten wir uns Gedanken darüber machen, wie unsere Gesellschaft mit unheilbar Kranken und Sterbenden umgeht.“ So wie es Hebammen

und Ärzte gebe, die Säuglingen auf die Welt helfen, müsse es ganz selbstverständlich auch Personen geben, die einen Menschen am Ende seines Lebens begleiten, betont Maria Wasner.

Dazu gehöre auch die spirituelle Begleitung. „Viele Schwerstkranken haben mit sich, weil sie das Gefühl haben, im Leben nichts Bedeutendes oder Bleibendes erreicht zu haben. Das ist für sie sehr belastend“, erläutert Wasner. Das intensive Gespräch über solche Gedanken sei deshalb für diese Patienten ebenso wichtig wie die seelsorgerische Begleitung durch Geistliche.

Die 46-Jährige empfindet ihre Stiftungsprofessur an der KSFH als großes Geschenk – ihres Wissens sei dies die einzige ihrer Art in Deutschland, sagt Wasner. Die Stadtsparkasse München ist Stifterin der Professur. Harald Strötgen, Vorstandsvorsitzender der Stadtsparkasse, sagt dazu: „Unsere Gesellschaft wird immer älter und die

medizinische Maximalversorgung führt zu immer längeren und damit auch zu teilweise belastenden Sterbeprozessen. Diesen Menschen und ihren Angehörigen möchten wir im Rahmen unserer Möglichkeiten helfen.“

Lebensqualität am Lebensende

Die Professur ermöglicht es Wasner zum einen, das Thema Palliativversorgung in der Ausbildung der künftigen Sozialarbeiter, Pflegepädagogen und Pflegemanager, die an der KSFH studieren, fest zu verankern. Zum anderen kann sie aufgrund eines reduzierten Lehrdeputats die Hälfte ihrer Arbeitszeit der Forschung widmen.

Am Interdisziplinären Zentrum für Palliativmedizin (IZP) am Uniklinikum München-Großhadern beschäftigt sie sich unter anderem damit, welchen Belastungen Angehörige von Tumorkranken ausgesetzt sind und welche Hilfestellungen man daraus entwickeln kann. „Es gibt noch viele andere kaum erforschte Aspekte. Zum Beispiel, welche Rolle körperliche Zuwendung und Sexualität für Todkranke noch spielen“, sagt Wasner. Dies sei ein ähnlich tabuisiertes Thema wie Sexualität im Alter. Ihr derzeit wichtigstes Ziel ist es, an der KSFH ein Kompetenzzentrum für Lebensqualität am Lebensende zu etablieren. Maria Wasner ist deshalb auf der Suche nach finanziellen Förderern, ohne die sich das Vorhaben nur schwer umsetzen ließe.

Ende der 90er-Jahre kam Wasner am Uniklinikum München erstmals in Berührung mit Palliativmedizin. Ihre akademischen Wurzeln liegen eigentlich



Der Förderer

Die Stadtsparkasse München hat gemeinsam mit dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft 2009 die Errichtung der Professur „Soziale Arbeit in Palliative Care“ ermöglicht und für fünf Jahre gesichert. Zum Selbstverständnis der Stadtsparkasse München gehört es, sich neben ihrer Banktätigkeit umfangreich gesellschaftlich zu engagieren, um die Bürger an ihrem wirtschaftlichen Erfolg teilhaben zu lassen. Dazu hat sie selbst auch fünf eigene Stiftungen gegründet. Die Stadtsparkasse München ist die größte Sparkasse in Bayern und Marktführer im Privatkundenbereich – bezogen auf die Hauptbankverbindungen – am Bankplatz München.



Maria Wasner sucht an der Katholischen Stiftungsfachhochschule neue Wege im Umgang mit unheilbar Kranken und Sterbenden.

in einem ganz anderen Bereich: Die gebürtige Niederbayerin ist studierte Kommunikationswissenschaftlerin. Am Klinikum arbeitete sie, weil sie dort im Rahmen einer Medikamentenstudie Tests mit ALS-Patienten durchführte. Die Amyotrophe Lateralsklerose, eine degenerative Nervenerkrankung, führt innerhalb weniger Jahre zum Tod. Schon nach kurzer Zeit mit den Patienten war Maria Wasner klar: Sie wollte sich auch künftig mit der Begleitung schwerstkranker Menschen beschäftigen. Das Thema Tod und Sterben schreckte die junge Frau nicht ab – es sei ihr nicht schwergefallen, mit den ALS-Patienten darüber zu reden, sagt sie. Durch diese habe sie viel über den späteren Umgang



mit Sterbenden gelernt: „Es hat mich erschüttert, dass manchmal schon ein kleiner, aufmunternd gemeinter Satz wie ‚Das klappt ja noch ganz gut bei Ihnen‘, einen Patienten zum Weinen gebracht hat. Es war das Wörtchen ‚noch‘, das ihn daran erinnert hat, dass es ihm unaufhaltsam immer schlechter gehen würde.“ Wasner räumt ein: „Wer sich tagtäglich mit sterbenden Menschen beschäftigt, braucht zum Ausgleich ein stabiles privates Umfeld. Und das hatte und habe ich mit meinem Mann und meinem Stiefsohn.“

Das Münchner IZP ist Ende der 90er-Jahre aus einer gemeinsamen Initiative verschiedener Kliniken und des Christophorus Hospiz Vereins hervor-

gegangen. Mitbegründer ist der Neurologe und Palliativmediziner Gian Domenico Borasio, der in Maria Wasner eine entschlossene Mitstreiterin fand. 2004 wurde mit Mitteln der Deutschen Krebshilfe und des Freistaates Bayern eine Palliativstation am Klinikum Großhadern eröffnet. Borasio war es auch, der Maria Wasner darin bestärkte, im Fachgebiet Humanbiologie zu promovieren, um sich langfristig auch als Nichtmedizinerin in Forschung und Lehre der Palliativmedizin widmen zu können. Wenn man sie heute fragt, als was man sie bezeichnen solle, als Kommunikationswissenschaftlerin oder als Humanbiologin, sagt Maria Wasner entschieden: „Ich betrachte mich selbst als Sozialarbeiterin.“ ■

Forschung mitgestalten

Als Professorin für Neurologie arbeitet **Christine Klein** an der Schnittstelle zwischen Körper und Geist. Hier erforscht sie die Ursachen der Parkinson-Krankheit. Die Stiftungsprofessur der Hermann und Lilly Schilling-Stiftung für medizinische Forschung ermöglicht ihr dabei wichtige Freiräume.

VON BENJAMIN HAERDLE

Es gibt Wissenschaftler, für die findet sich in den klassischen Stellenausschreibungen für Professoren an den Hochschulen nicht immer das passende Plätzchen. Zu ungewöhnlich ist deren Profil, zu interdisziplinär deren Ausbildung. Das gilt auch für Christine Klein. Seit 2009 leitet die Medizinerin die Sektion für Klinische und Molekulare Neurogenetik an der Klinik für Neurologie der Universität Lübeck. Ein Job genau an der Schnittstelle zwischen Neurologie und Genetik, zwischen Klinikalltag und Forschungslabor, zwischen Arztzimmer und Hörsaal.

„Kleines Paradies“

Ermöglicht hat Kleins Professur die Hermann und Lilly Schilling-Stiftung für medizinische Forschung. Sie stellt der 43-jährigen Medizinerin für zehn Jahre insgesamt fast 4,5 Millionen Euro zur Verfügung. Damit kann sie nicht nur ihre Stelle sowie jeweils zwei wissenschaftliche und nicht wissenschaftliche Mitarbeiter finanzieren, sondern auch Laborgeräte und ein jährliches Forschungsbudget. „Das ist ein kleines Paradies“, schwärmt sie. Die Stiftungsprofessur bietet ihr wichtige Freiräume: Sie kann den Schwerpunkt ihrer Forschung auf die Bereiche legen, die sie für wichtig hält.

Und das macht sie. Die Medizinerin erforscht nicht nur Dystonien, also Bewegungsstörungen, deren neurologischen Ausgangspunkt die Experten im Gehirn nachgewiesen haben, sondern sie widmet sich vor allem den geni-

ten Ursachen der Parkinson-Krankheit. Die Geheimnisse des Gehirns haben Klein schon seit Beginn des Studiums an der Hamburg Medical School fasziniert. „Es ist reizvoll, an der Schnittstelle zwischen Körper und Geist zu arbeiten und diese Interaktionen zu verstehen“, begründet sie ihr Interesse. Bei Parkinson haben Wissenschaftler schon seit Jahren nachgewiesen, dass bestimmte defekte Gene die Krankheit auslösen können. Unklar ist aber, ob es

wir schon in einer ganz frühen Phase Mutationsträger und damit Risikopersonen identifizieren, die später die Parkinson-Krankheit entwickeln werden.“ Ziel ihrer Forschung sei deshalb, Diagnosen rechtzeitig zu stellen und bessere Therapien anbieten zu können.

Die Begeisterung für die eigene Forschungsrichtung ist Wissenschaftlerin Klein deutlich anzumerken – und der Elan überträgt sich auch auf ihr Team. Das ist auf mittlerweile 40 Mitarbeiter angewachsen, weil die Abteilung mit großem Erfolg Drittmittel für die Forschung akquiriert. Und eigentlich könnte sich Klein dank der Stiftungsprofessur auch nahezu ausschließlich um die Forschung kümmern, aber sie will sich nicht aus dem Hochschulbetrieb ausklinken. „Ich bin auch Teil der Universität“, sagt Klein.

Deswegen hält sie fleißig Vorlesungen, gibt Seminare und Kurse, betreut Bachelor- und Masterarbeiten sowie Promotionen, schreibt Gutachten – viel mehr, als sie eigentlich machen müsste. Zeit steckt sie auch in die Mitarbeit in den Universitätsgremien wie dem Habilitationsausschuss oder der Kommission Forschungsförderung. Klein: „Ich möchte die Forschungslandschaft mitgestalten, das liegt mir am Herzen.“

Flexible Tagesgestaltung

Diese Aktivitäten zeitlich immer unter einen Hut zu bringen, ist ein schwieriges Unterfangen, zumal sie auch noch an der Uniklinik Sprechstunden für ihre Patienten anbietet. Denn so manches Mal



nicht noch weitere Gene gibt, die Parkinson verursachen und wie die molekularen Signalwege funktionieren, die zusammen mit Einflüssen aus der Umwelt Nervenzellen absterben lassen. „Das Tückische an Parkinson ist, dass zu dem Zeitpunkt, wo die ersten subtilen Anzeichen wie Zittern zu erkennen sind, schon 50 bis 70 Prozent der Nervenzellen abgestorben sind“, sagt Klein. Alle Bemühungen, die Krankheit aufzuhalten, kämen dann zu spät. Dagegen will die Schilling-Professorin mit ihrer Genforschung ankämpfen, denn: „Anhand der genetischen Formen können



FOTO: CHRISTOPH EDLHOFF

Teampayerin: Stiftungsprofessorin Christine Klein (vorne, 4. v. l.) inmitten ihrer Kollegen.

sammeln sich in der Woche 60 oder 70 Arbeitsstunden an. Und zu Hause wartet die Familie. Doch auch da hilft ihr die Stiftungsprofessur. „Sie macht meine Tagesgestaltung flexibler, sodass ich zum Mittagessen auch mal nach Hause fahren kann“, freut sie sich.

Mit dieser Freiheit schafft sich die gebürtige Hamburgerin ein Stück Normalität im Privatleben. Eine Ausnahme ist sie dennoch, denn Frauen an der Spitze einer Wissenschaftseinrichtung sind in Deutschland immer noch eine Seltenheit: „Ich habe in meiner wissenschaftlichen Karriere immer von den Vorzügen profitiert, die ich durch die Lichtenberg-Professur der Volkswagen-Stiftung und die Schilling-Professur hatte“, sagt sie. Eine so hochkarätige Forschung hätte sie sonst nicht leisten können.

Die Förderung durch die Schilling-Stiftung für Kleins Abteilung an der Universität Lübeck läuft jetzt noch

sechs Jahre. So lange führt sie noch ein Forscherleben im Paradies. Im Herbst 2012 wurde ihre Abteilung erstmals evaluiert. Wie die Evaluation ausfiel, weiß sie noch nicht. Christine Klein ist aber optimistisch: „Wir haben gu-

te Forschungsarbeit geleistet.“ Sehen das die Gutachter genauso, dann wird Kleins fünfköpfiges Schilling-Team von der Universität ab 2019 dauerhaft finanziert. Das Paradies könnte somit noch lange bestehen. ■

DIE FÖRDERIN

Die Stiftung wurde 1970 von Aloysia Schilling errichtet, Ehefrau des 1961 verstorbenen ehemaligen Staatsfinanzrates der Preußischen Seebank und Vorstands der Vereinigten Elektrizitäts- und Bergwerks AG (VEBA), Hermann Schilling. Im Rahmen des Programms „Neurowissenschaft in der Klinik“ finanziert die Stiftung die Einrichtung von Instituten und Abteilungen für klinische Grundlagenforschung an neurologischen Universitätskliniken. Ziel der Förderung ist neben der Stärkung der klinischen Forschung innerhalb der Neurowissenschaften auch die Bereitstellung von Karriereperspektiven für Grundlagenforscher in der Klinik. Bis heute wurden sieben Einrichtungen gefördert.

Freiräume gestalten und nutzen

Die Leidenschaft für die Themen Staats- und Verfassungsrecht entdeckte der Juraprofessor **Arnd Uhle** schon früh während seines eigenen Studiums. Heute versucht er, diese Begeisterung seinen Studenten zu vermitteln. Unterstützt wird er dabei von der C. D.-Stiftung.

VON BENJAMIN HAERDLE

Auf welchem Gebiet sie sich spezialisieren werden, wissen zu Beginn des Studiums wohl die wenigsten Jurastudenten. Arnd Uhle war da eine Ausnahme: Er wusste schon schnell, dass er Verfassungsrechtler werden wollte. „Bereits im dritten Semester war ich studentischer Mitarbeiter des Vorsitzenden der Gemeinsamen Verfassungskommission von Bundestag und Bundesrat, die das Grundgesetz nach der Wiedervereinigung seinerzeit auf seine Reformbedürftigkeit überprüfen sollte“, erinnert sich Uhle an seine Studienzeit an der Universität Bonn.

Eigene Schwerpunkte setzen

Fast 20 Jahre später ist aus dem Studenten von einst ein renommierter Hochschulprofessor geworden: Der 42-Jährige ist Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht mit den Schwerpunkten Staatsrecht und Staatswissenschaften an der Technischen Universität (TU) Dresden. Seit dem Sommersemester 2009 forscht und lehrt der gebürtige Rheinländer an der Elite-Universität in der sächsischen Landeshauptstadt.

Ermöglicht hat den Lehrstuhl an der Juristischen Fakultät die C. D.-Stiftung, die an den deutschen Industriellen Carl Deilmann erinnert. Sie fördert gemeinsam mit dem Stifterverband den Lehrstuhl für fünf Jahre, danach trägt die TU Dresden die Kosten. Die Vorzüge des Stiftungslehrstuhls, eigene thematische Schwer-

punkte in Forschung und Lehre zu setzen, weiß W3-Professor Uhle zu schätzen. „Ich habe die Möglichkeit, selbst zu gestalten“, sagt er. Diese Freiräume nutzt er aus, etwa in der Lehre: So hat Uhle beispielsweise für den Dresdner Masterstudiengang „Politik und Verfassung“ ein Modul zu Theorie und Praxis des Staatsrechts entwickelt. „Dort habe



ich die Gelegenheit, mit meinen Studenten auch aktuellste Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts zu diskutieren“, sagt er. Zudem veranstaltet er die enorm nachgefragte Reihe der „Dresdner Schloss-Seminare zum Staatsrecht“, bei der Studenten zusammen mit hochrangigen Gastreferenten aus Politik und Wissenschaft ebenso über Grundzüge wie über aktuelle Entwicklungen des Staatsrechts diskutieren können.

Auch außerhalb des Hörsaals geht Uhle neue Wege. So bietet er regelmäßig Vortragsveranstaltungen aus der von ihm konzipierten Reihe der „Dresdener

Vorträge zum Staatsrecht“ an, die aufgrund der großen Nachfrage mittlerweile in einer eigenen Schriftenreihe veröffentlicht werden. Ferner diskutieren im Rahmen der „Dresdner Symposien zum Staatsrecht“ Juristen aus dem In- und Ausland wichtige Themen des Verfassungsrechts. „Das sind Formate, die mir am Herzen liegen“, sagt Uhle.

Obendrein hat er die Forschungsstelle „Recht und Religion“ aufgebaut. Dort will er zum Beispiel analysieren, welche verfassungsrechtlichen Folgen das Aufkommen des Islams in Deutschland für das Staatsrecht hat. Für Uhle ist das hochspannend: „In den 70/80er-Jahren gab es auf nahezu alle Fragen des Staatskirchenrechts höchstrichterliche Antworten, nun aber treten neue Fragen auf, auf die Antworten in weiten Teilen noch fehlen“, sagt er und verweist als Beleg dafür stellvertretend auf die Herausforderungen, die mit der Einführung von muslimischem Religionsunterricht an staatlichen Schulen verbunden sind.

Höchst lebendige Materie

Die Begeisterung für verfassungsrechtliche Problemstellungen, ob beispielsweise der Bund oder die Länder für das Betreuungsgeld zuständig sind oder wie die Beschneidung von Jungen verfassungskonform geregelt werden kann, ist Uhle im Gespräch anzumerken. „Das Staatsrecht ist eine höchst lebendige Materie, die sich immer wieder neu auftretenden Fra-



FOTO: DAVID AUSSEHÖFER

Leidenschaftlicher Staatsrechtler: Stiftungsprofessor Arnd Uhle setzt neue Impulse in der Wissensvermittlung.

gen stellen muss“, erklärt er die Faszination des Fachs. Das mache das Thema so interessant – bei der Diskussion im Kollegenkreis genauso wie im Gespräch mit Studenten. „Ich finde es großartig, mit Kollegen auf Symposien entsprechende Fragestellungen diskutieren zu können, aber es gehört auch der Lackmus-Test dazu, ob ich sie meinen Studenten im Hörsaal erklären kann“, sagt Uhle, der an der Ludwig-Maximilians-Universität München promovierte und sich dort auch im Jahr 2003 habilitierte. Die Lehre hat bei ihm einen hohen Stellenwert – nicht nur, weil bei ihm selbst durch exzellente Hochschullehrer die Leidenschaft für das Staatsrecht geweckt wurde.

Rechtswissenschaftler Uhle wirbelt aber nicht nur im Hörsaal und hält in der Forschung die Fahne hoch, er engagiert sich auch in der Selbstverwaltung an der Fakultät, obwohl er sich als Stiftungsprofessor hätte ausklinken können. Doch für ihn ist das eine Frage der Kollegialität. „Ich wollte mich nicht auf meine

Sonderrolle zurückziehen“, sagt er. Deshalb verschloss er sich der Bitte seiner Fakultät nach Übernahme des Amtes des Prodekanes ebenso wenig wie der nach Mitwirkung in verschiedenen Studienkommissionen. Revanchieren will er sich auf diese Weise vielleicht auch für die glückliche Fügung, dass die TU Dresden den Zuschlag für eine Stiftungsprofessur gerade zum Staatsrecht erhielt: „Diese

Spezialisierung ist in ihrer ausschließlichen Konzentration auf das Staatsrecht, das sonst in der Regel nur ein Schwerpunkt unter anderen ist, selten, weshalb sie für mich perfekt passt.“ So schnell weiterwandern an die nächste Universität will er deswegen auch nicht. Uhle: „Ich habe mit meinen Veranstaltungsreihen hier ein Pflänzchen eingepflanzt, das ich jetzt auch wachsen sehen will.“ **■**

DER FÖRDERER

Im Gedenken an ihren Vater, den verstorbenen Industriellen Carl Deilmann, errichteten die Geschwister Elinor Schüpphaus, Ingrid Düllmann, Hans Carl Deilmann und Jürgen Deilmann 1994 die C. D.-Stiftung. Die Stiftung fördert Wissenschaft und Forschung in den Bereichen Medizin (perinatale Hirnforschung) und Wirtschaft sowie regionale Kulturprojekte. 2009 errichtete die Stiftung gemeinsam mit dem Stifterverband die Stiftungsprofessur für Öffentliches Recht, insbesondere für Staatsrecht und Staatswissenschaften, an der TU Dresden.

Effiziente Netze

Die Vernetzung von Rechnern hat viele Bereiche der Wirtschaft und Gesellschaft revolutioniert. Doch das war erst der Anfang: **Stiftungsprofessor Nils Aschenbruck** forscht an Systemen, die auch Produkte, Sensoren und Maschinen zuverlässig miteinander kommunizieren lassen.

VON BORIS HÄNSSLER

Die Rechnernetzwerkung begann in Cambridge, Massachusetts, in den 1960ern. Das dort ansässige Unternehmen BBN Technologies hatte 1969 von der Advanced Research Projects Agency (ARPA) den Auftrag erhalten, das weltweit erste paketvermittelnde Computer-Netzwerk zu schaffen. Junge Ingenieure werkten in einer Fabrikhalle Tag und Nacht an Rechnersystemen herum, um sie mit den Pendants in den landesweit verteilten Forschungszentren zu verknüpfen. Sie bauten das Arpanet auf, einen Teil des frühen Internets.

Professor Nils Aschenbruck war damals noch nicht einmal geboren – er kam 1980 in Oberhausen zur Welt. Dennoch verfolgte er als technikaffiner Schüler später in den 1990er-Jahren, wie sich die zunehmende Vernetzung der Computer allmählich zu dem Internet entwickelte, das wir heute kennen. Über 40 Jahre nach dem Arpanet ist Aschenbruck nun selbst zum Protagonisten einer Netzrevolution geworden. Inzwischen werden nicht mehr nur

Computer vernetzt, es entsteht ein regelrechtes „Internet der Dinge“: Eine Welt, in der eine beliebige Anzahl von Objekten und Geräten drahtlos miteinander kommunizieren und zu einem intelligenten Netzwerk verschmelzen. Als Inhaber der HARTING-Stiftungsprofessur für Verteilte Systeme an der Universität



Osnabrück will Aschenbruck solche sogenannten cyberphysikalischen Systeme stabil und sicher mitgestalten – und reif für die Praxis machen.

Für diese Aufgabe bringt der junge Wissenschaftler viel Erfahrung mit. Aschenbruck schloss im Frühjahr 2008 in Bonn seine Promotion über drahtlose

Netze in Katastrophenszenarien ab. Ab Herbst 2008 leitete er einen Forschungsbereich zu taktischen Multi-Hop-Netzen, wie sie zum Beispiel in Katastrophenfällen benötigt werden. „Wenn ein Erdbeben eine Region erschüttert“, sagt Aschenbruck, „benötigen die Ersthelfer ein stabiles Kommunikationsnetz, auch wenn die Infrastruktur zerstört ist.“ Seine Gruppe forschte an Ad-hoc-Netzen, in denen mobile Geräte ohne Infrastruktur miteinander verbunden sind. Ein Smartphone zum Beispiel schickt Daten an die Smartphones in der Nähe. Diese fungieren als Relais und schicken die Daten an andere Smartphones weiter, bis die Daten am Ziel ankommen.

Lösungen für die Industrie

In Osnabrück spielen solche Anwendungsszenarien zwar ebenfalls eine Rolle, aber viele der Kenntnisse lassen sich auch auf den Aufbau von Netzwerken in der Industrie übertragen. Eine zuverlässige Kommunikation sowie der effiziente Umgang mit Daten sind dort ebenfalls gefragt. Stifter HARTING etwa stellt Steckverbindungen für Industrieanlagen her. Wenn die Steckverbindungen erst einmal verbaut sind, ist es für die Techniker in einer Anlage schwer, an die einzelnen Kabel heranzukommen.

In einem gemeinsamen Forschungsprojekt mit HARTING erweitert Aschenbruck mit seiner Gruppe Smartphones zu Lesegeräten für sogenannte RFID-Tags, die in den Steckverbindungen verbaut werden. RFID steht für *radio frequency identification* – umgangssprachlich Funketiketten genannt. Sie enthalten einen

DER FÖRDERER

Die Stiftungsprofessur Verteilte Systeme wird von Dietmar Harting, persönlich haftender Gesellschafter der HARTING KGaA, gefördert. Die HARTING Technologiegruppe stellt mit ihrer intelligenten und leistungsfähigen Verbindungstechnologie eine wichtige Basis der industriellen Anwendungs- und Produktionstechnik. Mit der Stiftungsprofessur wird die Ausbildung und Forschung in dem zukunftsweisenden Feld der cyberphysikalischen Systeme in der Nähe zum Standort Espelkamp gestärkt.



FOTO: BUSSENIUS/REINICKE

Protagonist einer Netzrevolution: Stiftungsprofessor Nils Aschenbruck.

Mikrochip und eine Antenne. Auf dem RFID-Tag können Informationen bis zu einigen Kilobytes gespeichert werden.


Aschenbruck und seine Gruppe entwickelten eine Erweiterung für Smartphones, damit Techniker in einer Industrieanlage die Steckverbindungen aus einigen Metern Entfernung identifizieren können. Das Lesegerät ruft zusätzlich Informationen aus einer Internet-Datenbank ab – etwa Artikelnummer und Spezifikationen. „Die Anlagenbetreiber können damit leicht ein passendes Kabel nachbestellen, wenn eines defekt ist“, sagt Aschenbruck. Solche RFID-Tags können generell in allen Branchen eingesetzt werden, in denen Wartungsarbeiten notwendig sind. Wenn zum Beispiel ein Techniker einer

Eisenbahngesellschaft die Achse eines Zuges überprüft, könnte er auf dem Lesegerät sehen, um welche Produktnummer und Serie es sich handelt. Zudem hätte der Techniker die Möglichkeit, Daten auf dem Tag zu speichern, etwa den Zeitpunkt der Wartung.

Kein Elfenbeinturm

Künftige RFID-Tags beinhalten sogar Sensoren. In der Industrie können zum Beispiel Informationen über die Temperatur einer Maschine oder eines Werkstücks übermittelt werden. Dabei fallen mitunter große Datenmengen an. „Die Software auf den Lesegeräten muss die Daten möglichst früh filtern und nur die relevanten Daten verschicken“, sagt

Aschenbruck. „Die Herausforderung ist, Informationen in Echtzeit zu übertragen, ohne die Verbindung zu überlasten. Außerdem sollten die Lesegeräte möglichst wenig Energie verbrauchen, damit die Betreiber nicht ständig Batterien wechseln oder Akkus laden müssen.“

Aschenbruck gefällt die praxisbezogene Seite seiner Arbeit. „Ich bin nicht der Typ Wissenschaftler, der nur im Elfenbeinturm sitzt“, sagt er. „Ich möchte sehen, welchen Nutzen unsere Ansätze in der Praxis haben.“ Er ist froh, mit HARTING einen aufgeschlossenen Stifter zu haben. „Ich erfahre viel über konkrete Probleme auf der Anwenderseite. Umgekehrt profitiert die Industrie natürlich auch besser von den Lösungen der Wissenschaft.“ 

Neue Wege in der Pflege

Immer mehr ältere Menschen werden künftig immer mehr Unterstützung und Pflege brauchen. Mit seiner **Stiftungsprofessur** für Gerontologische Pflege setzt sich Bernd Reuschenbach an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München (KSFH) für professionellere Pflegepersonen und innovative Versorgungskonzepte ein.

VON HEIKE FREIMANN

Als Bernd Reuschenbach in den 1980er-Jahren eine Ausbildung zum Krankenpfleger absolvierte, befand sich die Bundesrepublik gerade im „Pflegenotstand“. Er erlebte hautnah die Versorgungsprobleme in der ambulanten wie der stationären Pflege. Dabei fiel ihm auf, wie verschiedene Pflegeeinrichtungen unter gleich schwierigen Rahmenbedingungen Patienten besser und schlechter versorgten. „Es hat mich immer umgetrieben, die Ursache dafür zu finden“, sagt der Wissenschaftler heute. „Ich bin davon überzeugt, dass man hier mit Bildung unglaublich viel erreichen kann.“ Nach der Ausbildung studierte er in Bonn Psychologie und später Gerontologie in Heidelberg. „Die Pflegewissenschaft steckte damals in Deutschland noch in den Anfängen“, erinnert sich der 44-Jährige.

Heute betreut der gebürtige Rheinländer selbst den bundesweit ersten Studiengang Pflege dual mit gerontologischem Schwerpunkt, der zusammen mit

seiner Stiftungsprofessur ins Leben gerufen wurde. Hier treibt er die „Akademisierung der Pflegekräfte am Bett“ voran und bildet eine neue Generation von Pflegekräften aus, die ihr pflegerisches Handeln reflektieren und wissenschaftlich begründen kann. Die angehenden Gesundheits-,



Kranken- und Altenpfleger an der KSFH, so Reuschenbach, sollen später in der Lage sein, ihre pflegerische Praxis, Regelweisen und Routinen zu reflektieren und begründet auch zu verändern.

Vor jeder dritten Intensivstation in Deutschland finde man heute beispiels-

weise noch ein Verbotsschild für Kinder unter 14 Jahren. Aus Studien wisse man längst, dass Besuche auf diesen Stationen Kinder nach entsprechender Vorbereitung nicht traumatisierten. „Reflektierte Pflegekräfte sind in der Lage, diese Schilder zu entfernen“, erklärt Reuschenbach. „Weil es nämlich keine guten Argumente dafür gibt, Kinder nicht zuzulassen – im Gegenteil.“ Im Vordergrund müsse jederzeit das Patientenwohl stehen. „In letzter Konsequenz verfolgen wir die Idee, dass sich so auch in einer wirtschaftlich und personell angespannten Situation in der Pflegepraxis etwas zum Guten verändert.“

Pflegetrott kommt in Bewegung

Dem Stiftungsprofessor ist klar, dass er mit dem Studienkonzept an Althergebrachtem rüttelt: „Wir hören oft den Vorwurf, dass wir hier ‚Revolutzer‘ heranziehen.“ Aus Evaluationen zum Studiengang wisse man aber, dass zum Beispiel die Praxisanleiter der Studierenden in den Pflegeeinrichtungen positiv auf diesen „Revolutzer-Aspekt“ reagieren, der „Pflegetrott“ komme in Bewegung. „Wir wirken letztlich auch in die Praxis hinein. Das ist toll“, freut sich Reuschenbach.

Um innovative Pflege- und Versorgungskonzepte geht es auch in seinen Forschungsprojekten. „Wir haben bei der Versorgung älterer Menschen zurzeit noch eine starke medizinische Dominanz“, sagt Reuschenbach. „Es ist neu, dass die Pflege hier mitdiskutieren darf.“ Gerade hat er im Landkreis

DER FÖRDERER

Die Josef und Luise Kraft-Stiftung ist Stifterin der Professur. Ihr Engagement ermöglicht es gerontologischen Pflegekräften mit Hochschulzugang, ihren Ausbildungsberuf mit einer akademischen Ausbildung zu verbinden. Dies schafft nicht nur mehr Zufriedenheit, sondern führt vor allem zu einer deutlichen qualitativen Verbesserung ihrer Tätigkeit und zu der dringend erforderlichen Verbesserung der Akzeptanz dieses Berufsstandes in der Öffentlichkeit. Einen Leitfaden zum Thema Stiftungsprofessur finden Sie unter: www.stiftungsprofessuren.de/44



FOTO: MICHAEL HERDELEN

„Wir wirken in die Praxis hinein“: Stiftungsprofessor Bernd Reuschenbach will die Pflege in Deutschland modernisieren.

Altötting Wünsche aus der Bevölkerung für das Wohnen im Alter gesammelt. Die Studie zeige: „Es gibt den starken Wunsch nach einer Versorgung in den eigenen vier Wänden.“ Das sollen neue Versorgungskonzepte, die der Forscher nun mit Verantwortlichen entwickelt, berücksichtigen. Ein alternatives Modell zur klassischen Heimunterbringung, das seit Anfang 2013 auch durch das Pflegeneuausrichtungsgesetz gefördert werde, seien ambulant unterstützte Wohngemeinschaften für Senioren. „Hier arbeiten wir an Gestaltungskonzepten, die die Eigenverantwortung der Betroffenen stärken, überschaubare Wohngruppen gestalten und Angehörige in die Versorgung integrieren.“

Mit welchen neuen Pflegemodellen Pflegekräfte trotz des immens gewachsenen Dokumentationsaufwandes künftig

weniger Zeit am Schreibtisch und mehr Zeit beim Bewohner verbringen können, soll ein Evaluationsprojekt mit der Heimaufsicht München erforschen. Ein weiteres Projekt, das Reuschenbach sehr am Herzen liegt, ist die Entwicklung eines Demenz-Leitfadens, der Betroffene bei Diagnose und Therapie unterstützen soll.

Professur mit Dominoeffekt

Um das Thema Pflege nachhaltig voranzubringen, brauche es in Deutschland noch mehr politisches und privates Engagement, fordert Reuschenbach. „Es gibt viel zu wenig finanzielle Mittel.“ Das gelte sowohl für die Pflege, für pflegebezogene Studiengänge und die pflegewissenschaftliche Forschung. Auch im Bereich der Stiftungsprofessuren sei

gerade die Pflegeforschung unterrepräsentiert. „Die Kraft-Stiftung ist da im Moment eigentlich ein Einzelkämpfer und das ist schade.“

Dabei sei die Stiftungsprofessur ein hervorragender Weg, um auch Themen fern des Mainstreams voranzubringen. „Für mich persönlich ist es die großartige Chance, die Pflegepraxis über ihre Akademisierung positiv zu verändern.“ Wenn die Stiftungsprofessur 2014 nach fünf Jahren ausläuft, wird die Hochschule sie aus eigenen Mitteln weiterführen. Ihre Wirkung reiche schon jetzt weit über diesen Zeitraum hinaus. „Wir haben viele Drittmittel eingeworben, mit denen wir das Feld auch in Zukunft weiter voranbringen können“, verrät Reuschenbach. „Die Stiftungsprofessur hat quasi einen Dominoeffekt ausgelöst.“



Mit Leidenschaft und Demut



Obwohl Lungenkrankheiten eine häufige Todesursache sind, ist die Lungenforschung in Deutschland nicht allzu üppig ausgestattet. Mit dem Stiftungslehrstuhl von **Quoc Thai Dinh** soll die Lücke ein wenig kleiner werden.

VON KRISTINA VAILLANT

Im Sommer 2012 stellte die letzte Zeche im Saarland die Kohleförderung ein. Doch noch immer kommen ehemalige Bergleute in die Lungensprechstunde von Quoc Thai Dinh am Universitätsklinikum in Homburg an der Saar. „Es kann Jahrzehnte dauern, bis Folgeerkrankungen wie die Staublungenausbreitung ausbrechen. Deshalb werden sie noch bis 2030 zunehmen, trotz guter Arbeitsschutzmaßnahmen und der Schließung vieler Zechen“, erklärt der Lungenspezialist.

Das gilt erst recht für Krankheiten wie Asthma bronchiale und die chronisch obstruktive Lungenerkrankung, kurz COPD. Sie sind in Deutschland auf dem Vormarsch. Auch weltweit: Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation waren sie 2012 nach Schlaganfall und Herzinfarkt die häufigste Todesursache.

Was die Entstehung dieser Volkskrankheiten angeht, liegt jedoch noch vieles im Dunklen. Das will der 43-jährige Lungenspezialist ändern. Seit 2012 hat er einen Lehrstuhl für Experimentelle Pneumologie und Allergologie an der Universität des Saarlandes in Homburg inne – einen von nur zwölf eigenständigen Lehrstühlen für Lungenforschung in Deutschland. Gestiftet hat ihn die Stiftung Bergmannshilfswerk Luisenthal. „Nur etwa jede zweite medizinische Fakultät in Deutschland hat überhaupt einen Lehrstuhl für Lungenheilkunde“, bemängelt Dinh, erkennt aber, dass es die Bereitschaft gibt, diese Lücke zu schließen: „Dafür steht beispielhaft die Einrichtung des Homburger Stiftungslehrstuhls.“ Sie zeige aber auch, dass man die Verantwortung dafür nicht allein der Politik überlassen dürfe.

Wie bei anderen Volkskrankheiten auch ist ein ganzes Bündel von Faktoren verantwortlich dafür, dass Menschen an Asthma bronchiale und COPD erkranken. Während COPD eine Folge der Arbeit im Bergwerk oder starken Nikotingenusses sein kann – 80 Prozent aller Erkrankten sind oder waren Raucher – kommt bei Asthma bronchiale auch eine allergische Reaktion als Ursache infrage, neben weiteren Risikofaktoren wie der genetischen Disposition. Die Symptome gleichen sich. Patienten leiden an Atemnot und Husten. Die Atemwege verschleimen, verengen und verkrampfen sich, was wiederum eine Folge von Entzündungsreaktionen im Lungengewebe ist.

Den Blick weiten

„Bei der Suche nach den Ursachen hat man sich zu lange allein auf das Immunsystem konzentriert“, sagt Dinh. Inzwischen wisse man, dass die Nervenfasern eine ebenso wichtige Rolle spielen. „Es gibt auf molekularer Ebene eine komplexe Kommunikation zwischen dem Immunsystem und dem Nervensystem im Körper, die letztendlich zur Verengung der Bronchien führt“, erklärt er. Mit seinem zehnköpfigen Team aus Medizinern und Biologen untersucht er, wie Immun- und Nervenzellen auf molekularer Ebene interagieren und welchen Einfluss bestimmte Substanzen darauf haben, die schon länger im Verdacht stehen, Asthma bronchiale und COPD auszulösen.

DER FÖRDERER

Die Stiftung Bergmannshilfswerk Luisenthal (SBL) wurde 1962 nach dem Luisenthaler Grubenunglück von der saarländischen Landesregierung und der damaligen Saarbergwerke AG errichtet. Die Aufgabe war zunächst, die Hinterbliebenen der 299 tödlich Verunglückten und die Verletzten finanziell zu unterstützen. Da auch heute noch Gelder an die Stiftung gespendet werden, wurde der Stiftungszweck erweitert. 2008 wurde beispielsweise erstmals eine Stiftungsprofessur zur Erforschung von chronischen Lungenkrankheiten eingerichtet. Die jährliche Förderung läuft von 2011 bis 2015. Die SBL erhofft sich von dieser Forschung auch Hilfen für die an den Lungenkrankheiten Silikose und Asbestose erkrankten Bergleute.

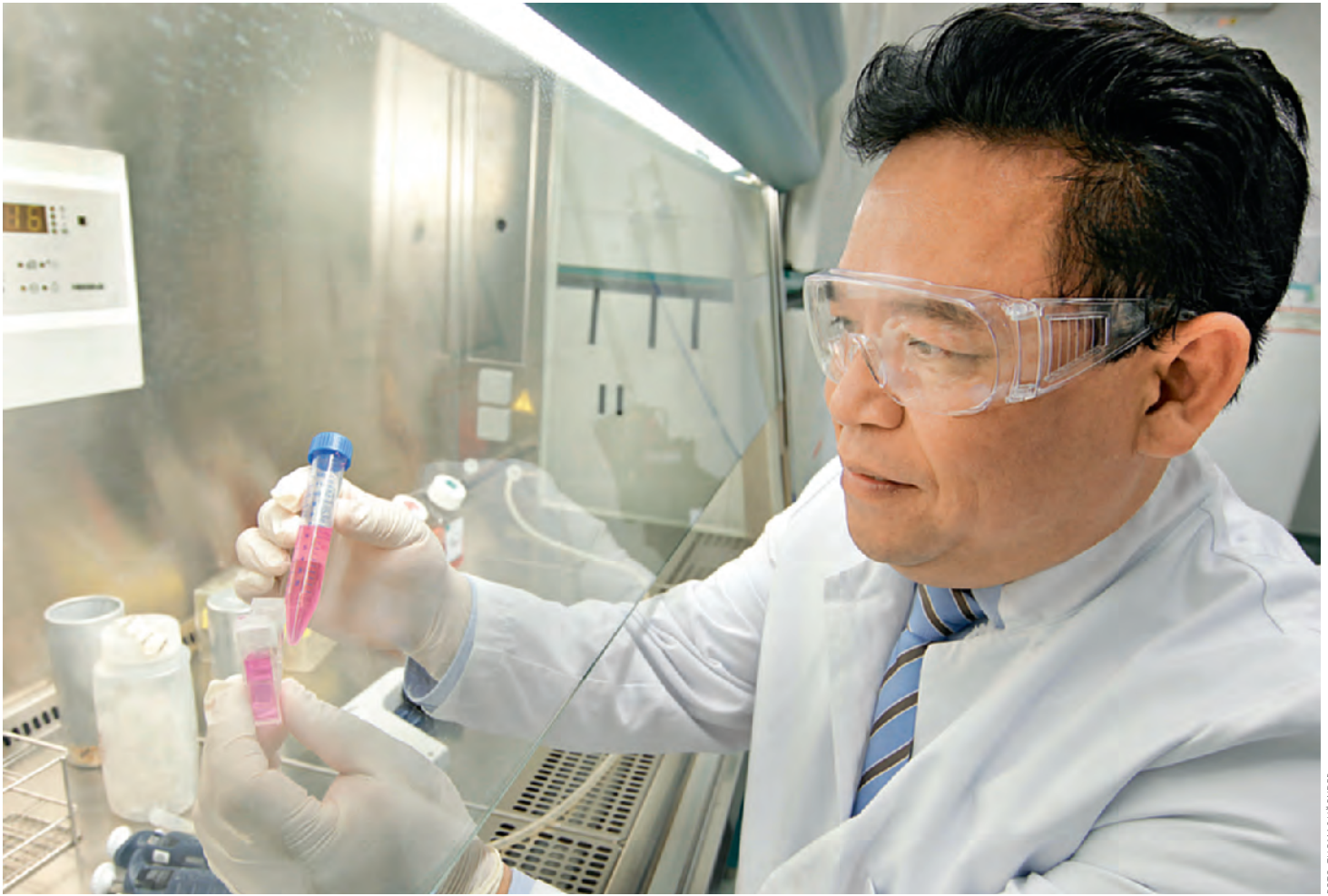


FOTO: THOMAS HORNER

Ein gefragter Experte der Lungenheilkunde: Stiftungsprofessor Quoc Thai Dinh von der Universität des Saarlandes.

Dazu gehören Hausstaubmilben und allergieauslösende Proteine ebenso wie Nanopartikel im Feinstaub, der in Ballungsgebieten in erster Linie durch den Straßenverkehr in die Luft und damit in die Atemwege gelangt.


Die Forschung ist aber nur die eine Seite. Mindestens genauso wichtig wie die Arbeit im Labor ist dem Lehrstuhlinhaber das Wohl der Patienten. „Die Hälfte meiner Arbeitszeit verbringe ich in der Lungensprechstunde und mit Beratungen meiner Kollegen“, sagt Dinh, der zugleich Oberarzt der Abteilung Innere Medizin des Universitätsklinikums ist. Dass sein Rat bei Diagnose und Therapie so gefragt ist, ist kein Zufall. Nach Medizinstudium und Promotion 2002 an der Universität Gießen hat Dinh erst einige Jahre lang Patienten an der Berliner Charité behandelt. Danach qualifizier-

te er sich im Fach Lungenheilkunde in Hannover weiter, bevor er 2012 dem Ruf nach Homburg folgte.

Voller Zuversicht

Die fünfjährige Förderung des Lehrstuhls will er nutzen, um ein Labor für Experimentelle Pneumologie aufzubauen. Dafür hat er zusätzlich Drittmittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingeworben. „Am wichtigsten ist, dass wir Forschungsergebnisse liefern, mit denen wir auch international überzeugen. Dann wird es auch nach 2017 weitergehen“, ist sich Dinh sicher.

Daran mag man nicht zweifeln, wenn man bedenkt, welch langen Weg er schon zurückgelegt hat. 1980 war Dinh mit seinen Eltern und elf Geschwistern übers Meer aus Südvietnam

geflohen und nach Deutschland gekommen. In etwas mehr als drei Jahrzehnten vom Flüchtlingskind zum Professor – mit Fleiß, Leidenschaft und einer Portion Demut vor dem Erreichten. Ein Grund zur Hoffnung, auch für Lungentpatienten in Deutschland. 



Ein Video zum Thema finden Sie in der Tablet-Ausgabe oder im Bildungskanal des Stifterverbandes: www.stifterverband.de/wuw/64